

Besuch bei der Zahnärztin

Seit über einem Monat liegt eine feuchtschwere, graue Nebeldecke über der Stadt. Keinen Sonnenstrahl lässt sie durch. Es ist weder kalt noch warm, weder Tag noch Nacht. Man hat das Gefühl, der Nebel sauge sich von Tag zu Tag mehr voll mit Abgasen, sinke unter deren Gewicht allmählich tiefer, drohe über die Stadt hereinzubrechen und sie zu ersticken. Der Fernsehturm auf dem Üetliberg ist schon seit geraumer Zeit nicht mehr sichtbar - auch sein Blinklicht auf der Spitze vermag die Suppe nicht zu durchdringen.

Das Leben nimmt auch unter dieser schweren Decke seinen üblichen Gang. Die schlanken, gut gekleideten Sekretärinnen und die nicht ganz geschmackssicher krawattierten unteren Kader in der Strassenbahn, die um halb acht zur Arbeit fahren, bohren mit matten Augen mürrisch ihre Löcher in die Luft oder durchblättern halb schlafend den Gratisanzeiger, den sie vor irgend einer Haustür aufgelesen oder dem Dispenser an der Haltestelle entnommen haben und vor dem Aussteigen auf den Boden werfen oder in die Spalte zwischen dem mit blauem Kunststoff überzogenen Sitz und der Innenverkleidung des Wagens stecken. Die Papierkörbe, eigentlich für die Aufnahme von entwerteten Fahrscheinen konzipiert und entsprechend klein, sind zu dieser Zeit schon mit solchen Blättern vollgestopft.

Ein junger Kerl, offensichtlich ein Tourist, der unverhohlen die schön geformten Beine der Sekretärinnen und Verkäuferinnen mustert und diese dazu zwingt, ihre Miniröcke, unter denen saubere, maschinengestickte Slips durch die Strumpfhosen schimmern, soweit möglich in Richtung Knie zu zupfen, wird mit bösen Blicken gemustert. Er versteht nicht, warum die Frauen derart kurze Röcke tragen, wenn sie es nicht mögen, dass man ihre Beine von den Fesseln bis so weit nach oben begutachtet, wie es die freiwillig gewählte Kleidung eben zulässt. Er kommt vielleicht aus Russland, wo die jungen Frauen genau soviel von ihrem Körper zeigen, wie sie vom männlichen Geschlecht betrachtet haben wollen. Und das ist bei entsprechender Ausstattung durch Mutter Natur ziemlich viel, wenn die Temperaturen etwas über dem Gefrierpunkt liegen.

- Unverfroren sind die jungen Leute, ohne jeden Takt – sagt ein stehender Herr im anthrazitfarbenen Anzug zu einer ebenfalls stehenden Dame, wahrscheinlich einer Arbeitskollegin. Sie blickt ihn fragend an.

- Der da neben dir guckt ohne Hemmungen jeder unter den Jupe. Wo der nur her kommen mag? – Der Herr spricht laut, offenbar in der Hoffnung, der Junge verstünde ihn, was aber nicht der Fall zu sein scheint.

- Listen, young man, we are here in Zurich and not in Rio. This is a decent town, do you understand? –

Der mutmassliche Tourist lächelt verlegen, weil er merkt, dass man ihn anspricht, er aber nicht versteht, was man von ihm will oder so tut, als verstünde er nicht. An der Börsenstrasse steigen die beiden Fahrgäste aus, die sich über ihn aufgeregt haben.

Während die Bahn am Paradeplatz ihre Fracht entlädt und diese den umliegenden Banken zuströmt oder mit kurzem Umweg ins prall gefüllte Kaffeehaus Sprüngli noch schnell einen Espresso und einen Brioche zu ergattern sucht, tritt der Erziehungsdirektor aus seinem gepflegten Eigenheim in Zollikon, in dem er sich soeben von seiner lieben Ehefrau verabschiedet und

ihr eingeschränkt hat, sie solle sich pünktlich um sieben Uhr abends im Zunfthaus zur Meisen einfinden, wo ein kleiner Empfang mit Damen für seinen luxemburgischen Kollegen stattfindet. Kleidung dezent, mittlerer Schmuck. Das Outfit solle eine Spur bescheidener sein, als das aller Voraussicht nach von der Gattin des Luxemburgers getragene.

Er schreitet die Gartentreppe hinunter zur Garage, wo der Fahrer im schwarzen Dienstwagen sitzt und mit Hingabe die örtliche Boulevard-Zeitung liest. Er wartet schon eine halbe Stunde, in der Zeitung steht nichts von Belang, aber er ist erst auf Seite zwei angelangt, wo ihn das Pin-up-Girl des Tages anlächelt. Schnell faltet er das Blatt zusammen und verstaut es im Ablagefach der Tür, bevor er aussteigt und Jedermann die hintere Türe öffnet.

Der Erziehungsdirektor ist ein kleines, glatzköpfiges Männchen mit scharfen, klugen Augen, zynisch nach unten gezogenen Mundwinkeln, einer feinen, spitzen Nase, stets dunkelblau gekleidet, immer mit weissem Hemd und unauffälliger Krawatte. Die schlanken Füße stecken in glatten, schmalen, auf Hochglanz polierten Schuhen mit knirschenden Ledersohlen. Die flache Armbanduhr, die er trägt, ist ein Geschenk der Kantonalbank zur zweiten Wiederwahl, die schwarze, kalbslederne Aktentasche ein Weihnachtsgeschenk der Gattin. Den Kamelhaarmantel hat er über den linken Arm geworfen, den weichen Filzhut für alle Fälle trägt er in der Rechten, mit dem Mittelfinger an die Mappe gedrückt. Mit energischem Schwung schwingt er Mappe und Hut auf den Nebensitz, begrüsst den Fahrer fast jovial mit einem Händedruck, ganz nach dem Motto, dass jede Wählerstimme zählt. Dann legt er den Mantel sorgfältig neben sich, damit er keine Knitterfalten bekomme. Mit geübtem Griff angelt er den Sicherheitsgurt aus der Halterung, steckt ihn ins dafür vorgesehene Gegenstück, nimmt die Mappe, öffnet sie, kramt ein paar Akten hervor und beginnt zu lesen. Der Fahrer weiss nun, dass sein Chef nicht gestört werden will. Die Tür fällt leicht ins dreifach gesicherte Schloss. Ein satter Ton ist zu hören, der von guter Verarbeitung des Materials zeugt, nicht einer jener blechern scheppernden, den die Kleinwagen von sich geben, wenn man die Türen zuknallt. Der Fahrer steigt ein, gurtet sich ebenfalls an, dreht den Zündschlüssel. Der Motor springt an und summt kaum hörbar vor sich hin. Der Arbeitstag beginnt.

Eine halbe Stunde später - die Sekretärinnen haben bereits ihre Computer eingeschaltet und sind daran, die interne Post auf den Bildschirm zu holen, die mittleren Kader konsultieren ihre elektronischen Agenden oder durchblättern den Wirtschaftsteil der Neuen Zürcher Zeitung - rollt der schwarze Mercedes in die Tiefgarage des Verwaltungsgebäudes auf den vorgesehenen Parkplatz. Während der Lift den Direktor nach oben bringt, prüft er den sauber gebundenen Krawattenknopf auf guten Sitz und klaubt sorgfältig die Faser eines Papiertaschentuchs vom Revers, die er mit einer schnippenden Bewegung von Daumen und Zeigefinger zu Boden fallen lässt.

- Morgen! - begrüsst er seine Sekretärin, eine vollschlanke Dame mittleren Alters in gut geschnittenem, braunbeigem Tweed-Tailleur und mit einem abscheulich überladenen, neobarocken Brillengestell im Gesicht, wie es alle nicht geschmackssicheren, aber von sich überzeugten Damen in schlecht bezahlten, aber bedeutender Position tragen.

- Guten Morgen, Herr Regierungsrat. Ihr Kollege von der Justiz- und Polizeidirektion hat soeben angerufen. -

- Ah! - Merci. -

Der Regierungsrat geht in sein Büro, stellt seine Mappe neben den schwarz gepolsterten Sessel hinter dem schweren Pult, öffnet die lederne Pendenzenmappe und beginnt zu blättern. Das Tagesprogramm ist wenig belastet. Er drückt den Freisprechknopf seines Telefons, schaltet zur Sekretärin durch: - Sie können mir den Justizdirektor geben. Und schärfen sie den Jugendsekretären ein, dass ich nur genau eine Stunde Zeit habe, klar. - In der Mappe ist er auf Vernehmlassungsantworten zu einer Revision des Universitätsgesetzes gestossen. Gelangweilt blättert er in den Papieren herum, stösst auf den Text des Genfer Kollegen, der sich da fragt, ob das Gesetz wohl von Zürichern für Zürcher geschrieben worden sei und wie lange es wohl gehe, bis die endlich wahrnehmen, dass es ausser ihrem Kanton unter anderem noch eine Westschweiz gebe.

- So eine Frechheit - murmelt der Erziehungsdirektor, - schliesslich sind wir in diesem Laden Mehrheitsaktionär! -

Das Telefon summt. Er nimmt den Hörer, damit er leiser sprechen kann.

- Hallo Fritz, wie geht's? - Danke, auch. Hör' mal. Es geht um die Demo heute an der Uni, hast du neue Informationen? - So, ein Grossaufmarsch soll's werden. - Mhm. - Ich will in der Uni weder Polizei noch Demonstranten, verstehst du. Sonst sind wir tagelang in allen Zeitungen als Unterdrücker der universitären Freiheit. Es gibt nur eins: niemanden reinlassen, koste es, was es wolle. - Wie? Zu wenig Leute? - Ja, dann frag' doch die Stapo oder die Armee an. Mit Wasserwerfern und Tränengas solltet ihr das doch schaffen. Jedes Jahr kriegt ihr neue Kredite für die Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit bewilligt und immer heisst's: nicht genug Leute, wenn man was von euch will. - Wie? - Hast du eine Ahnung. Wir sparen von allen am härtesten. - Komm', lass das. Schliesslich reden wir jetzt nicht für den Kantonsrat. - Also, Fritz, abgemacht? - Gut. - Nein, da habe ich eine Schulhauseinweihung und dann fliege ich nach Brüssel. - In Ordnung. Werde versuchen, den Abend freizuhalten. -

Er wirft den Hörer auf die Gabel, wendet sich wieder seiner Mappe zu.

In der Forschungsabteilung des Instituts herrscht Aufregung. Hoher Besuch ist angesagt: der Forschungsdirektor des Basler Chemiekonzerns, bei dem immerhin ein Teil der Assistenten des Instituts gelegentlich eine Anstellung zu finden hoffen. Alle haben Versuche aufgebaut, so dass sie gegebenenfalls sofort etwas zeigen können und einen fleissigen Eindruck machen.

Endlich treten sie auf: der Rektor der Uni, der Institutsdirektor, ein Regierungsrat, alle in dunklen Anzügen mit langweilig schräg gestreiften Krawatten, der Forschungsdirektor in einem schon etwas abgetragenen, blauen Blazer, mit blauem, nicht gebügelmtem Hemd, rotem, schlecht gebundenem Schlips und ausgebeulter Flanellhose. Der Institutsdirektor erklärt, welchen Aufgaben sich das Institut gerade widmet, welche mittel- und längerfristigen Ziele man verfolgt und dass man enorm unter der Mittelknappheit der öffentlichen Hände zu leiden hat, was den unbestreitbar vorhandenen Forschungsvorsprung dieses Instituts gegenüber dem Rest der Welt akut gefährdet. Während er so spricht, löst sich der Chemieboss von der Gruppe und schaute sich um. Ein klein gewachsener Assistent mit schütterem Haar fällt ihm auf, der emsig an einem kleinen Käfig herumhantiert. Er geht

auf den jungen Mann zu, der sofort seinen Käfig fahren lässt und eine stramme Haltung annimmt.

- Guten Tag, Herr Professor Gautschi, mein Name ist Jedermann. -
- Freut mich. - Er wirft einen Blick auf den Labortisch, auf dem eine Reihe von Käfigen stehen. In einigen liegen Ratten, deren Vorder- und Hinterläufe mit Klebeband zusammengeklebt und auf Aluminiumplättchen festgeschraubt worden sind. In anderen taumeln irgendwie benommene Tiere herum, die offenbar nicht so richtig wissen, was sie sollen oder wollen.
- Was machen sie da? -

Der kleine Assistent vollführt eine Art Knicks, schaut den Professor mit seinen müden, übernachtigten Augen an und rapportiert:

Ich teste die Wirkung eines neuen Schmerzmittels auf Ratten, die sich bewegen können und auf solche, die immobil sind wie gewisse Patienten im Spital. Es geht um die Frage, ob die Nebenwirkungen des Medikaments bei den beiden Gruppen unterschiedlich sind. -

- Und? -
- Ich bin noch nicht so weit. Die Tiere werden nun seit fünf Tagen mit dem Medikament gefüttert. In zwei Tagen können wir mit den Untersuchungen beginnen. -
- Aha. Interessant. Was verabreichen sie ihnen? -
- Es ist ein neues Produkt Ihrer Konkurrenz, das bald in den klinischen Versuch gehen soll, wenn wir nichts Ungewöhnliches herausfinden. -
- Ich sehe. Klar. Danke. – Gautschi beschloss, dem Direktor beim anschliessenden Arbeitsessen ans Herz zu legen, dass er ihn über die Ergebnisse der Studie auf dem laufenden halte.

Um halb elf verabschiedet sich der Erziehungsdirektor von seiner Sekretärin.

- Ich muss zum Zahnarzt und werde nachher mit einem Unternehmer zum Lunch gehen, bin also bis zwei nicht erreichbar. -
 - Vergessen sie nicht, dass um zwei der Leiter der Pädagogischen Abteilung eingeschrieben ist. -
 - Ja, eben. Sagen sie ihm, dass ich sehr wenig Zeit habe. Er soll sich kurz fassen mit seiner ewigen Einstufungsquengelei. -
 - Ja, Herr Erziehungsdirektor, ich werde es versuchen. -
- Sie seufzt.

- Der Chef stellt sich das wohl alles sehr einfach vor. Heute morgen haben ihn die Jugendsekretäre zehn Minuten über die vorgegebene Zeit hinaus beansprucht, obwohl ich alles Erdenkliche tat, um ihnen bewusst zu machen, wie überlastet ihr Direktor ist. Als die Stunde um war, brachte ich ihm einen Zettel ins Sitzungszimmer, auf dem stand: Dringend zu AC. Er ist dann aufgestanden, hat sich entschuldigt, er müsse sofort zu einer äusserst wichtigen Besprechung, wo man schon seit zehn Minuten auf ihn warte. Beim Hinausgehen hat er mir einen dankbaren Blick zugeworfen und ist in einem kleinen Besprechungszimmer verschwunden, bis die Herren sich verzogen haben – wird sie beim Mittagessen ihrer Freundin erzählen.

Auf der Strasse angelangt, hält er ein Taxi an und fährt die Universitätsstrasse hinauf bis zur Seilbahn Rigiblick. Dort biegt er rechts ab und lässt das Taxi vor einem Ärztehaus anhalten. Er betritt die Eingangshalle und verlässt sie erst wieder, nachdem der Fahrer verschwunden ist. Die letzten etwa fünfzig Meter bis zu einer stattlichen Villa legt er zu Fuss zurück. Nachdem er sich

vergewissert hat, dass ihm niemand folgt, tritt er schnell an das Gartentor und drückt die Klinke. Sie ist ein wenig verspannt und springt mit einem lauten, dumpfen Ton auf, der das Klack-bzzz des Verschlusses einer Kamera übertönt, die ein Unbekannter aus sicherer Distanz auf den Würdenträger gerichtet hat.

Die Demonstration der Studenten endet mit einer wüsten Strassenschlacht. Sechs Polizisten und 23 Demonstranten sind verletzt worden, einige davon schwer. Es ist der Polizei jedoch gelungen, die Chaoten, wie man die jungen Leute nennt, am Eindringen in die Uni zu hindern, was die Neue Zürcher Zeitung am nächsten Tag als grossen Erfolg einer überlegten Polizeistrategie feiern wird, während die Wochen Zeitung von einer unerhörten Provokation der Demokratie sprach und zu berichten wissen will, dass die über dreissig Verhafteten im Untersuchungsgefängnis zum Teil misshandelt wurden.

Der Erziehungsdirektor reicht Klage gegen Unbekannt wegen Hausfriedensbruchs ein. Auf dem Universitätsareal sind die Glaskugeln zweier Kandelaber in Brüche gegangen.

Professor Gautschi sagt am Abend, nachdem er von den Vorfällen gelesen hat, zu seiner Frau: - Den Zürcher Erziehungsdirektor lernte ich kennen, als er noch Assistent war. Er hatte schon damals einen gewissen Hang dazu, Lebewesen zu fesseln und einzusperren. Damals trieb er's mit Ratten, jetzt mit den Studenten. Er ist eben nie über sich hinaus gewachsen, obwohl er es bei seiner Körpergrösse nötig gehabt hätte. -

Regierungsrat Jedermann trippelt über den knirschenden Kiesweg zum Eingangsportal der Villa, drückt auf den Klingelknopf und trommelt ungeduldig mit Mittel- und Zeigefinger der linken Hand auf sein linkes Hosenbein. Die Tür öffnete sich und gibt den Blick auf eine langbeinige, junge Dame in einem kurz geschnittenen, weissen Krankenpflegerinnenkittel frei. Ihr üppiges, kastanienbraunes Haar ist durch ein keckes, weisses Häubchen zusammengehalten und fällt ihr bis auf die Schultern. Nicht ganz typisch für eine Krankenschwester sind zierliche, weisse Riemchenschuhe mit sehr hohen Absätzen. Man würde bei einer Vertreterin des Pflegeberufs eher Birkenstock-Sandalen erwarten. Der Regierungsrat beachtet diese Abweichungen von der üblichen Berufskleidung nicht, tritt ein und überhört das erneute klack-bzzz, das hinter einem Busch hervor ertönt.

- Sind sie verabredet oder darf ich sie in den Gruppenraum führen? -
 - Wo denken sie hin! Ich bin mit Frau Mireille verabredet. -
 - Ich verstehe - bemerkt die Krankenschwester und sieht ihn mitleidig an.
 - Darf ich sie bitten? - Sie zeigt auf die Treppe. - Mireilles Assistentin erwartet sie oben.

Er steigt über den schallschluckenden Mir-Teppich ins Obergeschoss, wo ihn bereits eine andere Gehilfin erwartet, eine wohl geformte Blondine mit ebenfalls schulterlangem, gewelltem Haar, die ihn nur um die Höhe ihrer Absätze überragt. Auch sie trägt ein Häubchen. Der Reissverschluss des Klinikkleidchens ist so weit heruntergezogen, dass ihr fast etwas zu grosser Busen beim Gehen aus dem Ausschnitt zu springen droht. Auch sie trägt weisse Schuhe mit hohen Bleistiftabsätzen, die den Waden jene straffe Form gaben, von denen nicht nur Jedermann angezogen wird. Sie öffnet eine schwere Kassetentür aus Nussbaumholz.

- Bitte schön. -

Mitten im Raum, der trotz seiner grossen Fenster, vor denen rosa Tüllvorhänge heruntergelassen sind, wegen der dunkelbraunen Holzverkleidung der Wände etwas düster wirkt, steht der mit lachsrotem Kunstleder überzogene Behandlungsstuhl eines Zahnarztes, an dem ausser dem Röntgengerät alles vorhanden ist, was ein Dentist so braucht. Eine Ecke des Raums ist mit einem Salontischchen und zwei Louis Philippe-Sesseln möbliert; zwischen den beiden Fenstern steht eine Ottomane. Die Farbe des Bezugs auf dem Behandlungsstuhl ist beim ganzen Mobiliar durchgezogen.

- Darf ich ihnen beim Auskleiden helfen, oder wollen sie warten, bis Frau Doktor kommt? -

- Ich warte. -

Die Blondine trippelt auf ihren hohen Absätzen über das Parkett und verschwindet durch eine Tür, die ins Nebenzimmer führt. Jedermann schreitet, sichtlich nervös, vor dem Stuhl auf und ab.

- Frau Doktor - sagt die Nachbarin, die mit halb ratlos aufgeregtem, halb böartigem Blick das Niemandsland zwischen Frau Jedermanns Augen fixiert, - ich muss ihnen etwas sehr Peinliches anvertrauen. -

- Um Gottes Willen, was ist denn los. Ist ein Unfall geschehen? -

- Nein, nicht gerade, äh, und doch ...-

- Na, sagen sie schon, bitte. -

- Nun, äh, ihr Sohn... Wissen sie, ich bin gestern Nachmittag in den hinteren Teil des Gartens gegangen, wo die dichten Büsche stehen, weil ich meine Katze suchte, und...-

Frau Jedermann ist erleichtert. – Nichts mit Johannes zum Glück – denkt sie.

– Der ist ja wie üblich aus der Klavierstunde zurückgekehrt. - Und trotzdem bemächtigt sich ihrer eine unerträgliche Spannung.

- Also, was ist denn los? Hat Johannes etwas kaputt gemacht? -

- Nnnein, das nicht. Sie fasst sich und fährt fort: Ich gehe also leise in den hinteren Garten, um die Katze nicht zu verscheuchen und sehe ihren Sohn und einen andren Knaben mit heruntergelassenen Hosen. Und stellen sie sich vor - es tut mir wirklich leid, Frau Doktor, ihnen das sagen zu müssen - sie fingerten einander an den Genitalien herum. -

Frau Jedermann wurde bleich. - Das ist ja schrecklich. Und sind sie ganz sicher, dass Johannes...-

- Leider ja. Ich schaute genau hin. Es war Johannes und ein anderer Junge, den ich nicht kenne. –

- Und sie sind sicher, dass die beiden nicht vielleicht nur geraucht haben oder so? –

- Mit heruntergelassenen Hosen? Ich habe gesehen, wie sie einander unsittlich betasteten. Es tut mir so leid, aber ich habe die halbe Nacht nicht geschlafen und mir den Kopf zerbrochen, ob ich es ihnen sagen soll oder nicht. -

- Gut, dass sie es mir sagten. Es muss da etwas unternommen werden. Aber ich bitte sie um strengste Diskretion. Denken sie an den Ruf unserer Familie. - Die Nachbarin verspricht hoch und heilig, das schreckliche Geheimnis für sich zu behalten, verabschiedet sich und geht ihres Weges.

Johannes' Vater war ein Rechtsanwalt von gutem Ruf. Politiker ist er geworden, weil ihn ein paar Herren seiner Partei beknieten und weil der Geltungsdrang in ihm rumorte, der an der stillen Tätigkeit des Anwalts zu

wenig Nahrung fand. Die Mutter des Jungen hatte das Gymnasium Typus B an der Töchterschule absolviert, dann wegen der schöngeistigen Vorlesungen von Professor Emil Staiger, die ihr ungemein beseelt vorkamen und sie zum ausgiebigen Lesen von Rainer Maria Rilke, Theodor Fontane und Adalbert Stifter animierten, etwas Germanistik studiert, bis Jedermann sie wegen der guten Beziehungen ihrer Familie zu Wirtschaft und Politik geehlicht und nach Erlangung des Anwaltspatents geschwängert hatte. Sie führte von da an für ihn einen aufwendigen Haushalt, bekochte seine Gäste, bügelte seine Hemden, überwachte die Putzfrau, den Gärtner und las ihm seine Wünsche von den Lippen ab. Sein beruflicher Erfolg erfüllte sie mit Stolz, gab ihrem Leben tieferen Sinn. Nur dann und wann packte sie ein Gefühl innerer Leere, das zu depressiven Verstimmungen führte. Sie war dann einige Tage lang eigenartig matt, blickte von ihrem Liegestuhl aus mit sehnsüchtigem Blick über den See in die Berge und seufzte, wenn sie sich allein wusste. Ohne Wissen ihres Gatten nahm sie in solchen Phasen Dexedrin. Nach ein paar Tagen legte sich, wie sie wusste, das Gefühl unter dem Druck der Alltagsereignisse wieder. Sie setzte das Medikament, das sie so beschwingt zu machen pflegte, was ihr Gatte aber nicht wahrnahm und ihr als verworfen vorkam, wieder ab und in der Tat: Mit wenigen Ausnahmen funktionierte sie wieder eine Zeitlang normal. Und nun diese grauenhafte Geschichte mit Johannes. Der Ruf der Familie stand plötzlich auf dem Spiel, das Kind, das sie sorgfältig auf die kulturellen Werte der bürgerlichen Gesellschaft vorbereitete, zeigte abnorme Verhaltensweisen und dies erst noch auf einem Gebiet, welchem in Familie Jedermann nicht der geringste Raum gegeben wurde. Woher nur mochte der elfjährige, tadellos erzogene Knabe das haben?

Sie ruft den Kinderarzt an, der lachend bemerkt: - Das wird sich schon wieder legen, wenn die erste Liebesnacht gekommen ist. Ist der Junge schon etwas aufgeklärt? -

Natürlich ist Johannes nicht aufgeklärt, hat auch nie das Bedürfnis geäußert, es zu werden. Sie, die Mutter, hat nie daran gedacht. Der Kinderarzt scheint ihr Problem nicht wahr- oder mindestens nicht ernst zu nehmen und versucht sie, die Frau des Erziehungsdirektors, mit dem Vorschlag abzuwimmeln, in einer Buchhandlung nach einer Aufklärungs-DVD für Knaben zu fragen. Nach dem Nachtessen, während dessen eine eigenartig wortkarge, gedrückte Stimmung geherrscht hat, wird der arme Junge vom Vater ins Arbeitszimmer zitiert, was nur vorkommt, wenn schwerwiegende Vergehen zur Sprache kommen, also eigentlich nie.

- Mama hat mir gesagt, dass du bei Schweinereien ertappt worden bist. -

- Was für Schweinereien? -

Johannes, der keine Ahnung hat, auf was der Vater anspielt, den aber das Gewissen wegen seiner sexuellen Spielereien plagt, deren Triebfeder er nicht durchschaut und die er selber als abartig empfindet, als so abartig, dass er nicht einmal daran gedacht hat, sich damit an die Mutter oder gar an den Vater zu wenden, wird feuerrot im Gesicht.

- Lüge mich nicht an, mein Sohn. Du weißt, wovon ich spreche. Willst du die ganze Familie ruinieren? Wenn das nicht sofort aufhört, werde ich dich in ein Internat zu stecken genötigt sein, verstehst du? -

Johannes läuft laut schluchzend aus dem väterlichen Büro, verkriecht sich in seinem Zimmer, heult und denkt nach. Irgend jemand muss ihn und seinen

Freund beobachtet haben, darauf kommt er von selbst. Aber wann? Wo? Wie oft? Und bei was genau? Er weiss es nicht, sieht nur ganz klar, dass die erwartete Strafe Gottes ihn nun ereilt hat, dass er nun homosexuell oder sonst pervers wird. Er vergräbt den Kopf in seinem Kissen und weint bitterlich wie Petrus nach dem dritten Hahnenschrei. Erst als er die Hand seiner Mutter auf dem schweissnassen Haar fühlt, kommt er zu sich und hebt den Kopf.

- Johannes, ich habe dir ein Geschenk aus der Stadt mitgebracht. Hier. - Sie streckt ihm ein blaues Paket mit silbernem Band hin und sagt mit zitternder Stimme: Bitte, Johannes, schau dir diesen Film an und bessere dich. Ich habe mich von einem Kinderpsychologen beraten lassen, was ich kaufen soll. So etwas darfst du nie wieder tun, versprichst du mir das? - Obwohl er immer noch nicht genau weiss, auf was die Eltern anspielen, verspricht er, was von ihm gewünscht wird.

Nachdem die Mutter das Zimmer verlassen hat, reisst er das Geschenkpaket auf und hält eine DVD-Schachtel mit dem Titel ‚Du sollst es wissen‘ in der Hand. Der Junge, der sich oft langweilt, liest für sein Alter viel und sitzt überaus wenig vor dem Fernseher. Was er auf der Aufklärungsscheibe sieht, treibt ihm die Schamröte ins Gesicht. Ob wohl seine Eltern wissen, was sie ihm da schenken? Er fragt sie nicht und die Eltern gehen der Sache auch nicht nach. Die Nachbarin hält dicht, und das ist für Mama und Papa am wichtigsten.

Johannes kommt problemlos ins Gymnasium. Der Vorfall ist in der Familie vergessen worden. Als zum ersten Mal ein Mädchen anruft und nach Johannes verlangt, hält die Mutter den Augenblick für gekommen, die Aufklärung ihres Sohnes wieder aufzunehmen. Mit eindringlichen Worten warnt sie ihn davor, sich allein mit Mädchen zu treffen, lobt die Keuschheit, die ein rechter Protestant bis in die Hochzeitsnacht zu bewahren hat, setzt ihm auseinander, dass, wenn ein Mädchen von ihm ein Kind bekäme, es um seine Karriere, seinen Seelenfrieden und den Ruf der Familie geschehen wäre und legt ihm ans Herz, sich nur mit Vertreterinnen des anderen Geschlechts aus gutem Hause abzugeben. - Die wissen, was sich schickt und ihr Hintergrund kann dir für die berufliche Karriere von Nutzen sein, wenn es einmal zu einer Heirat kommt. Es gibt in der Unterschicht unerhört schamlose Wesen, die es nur darauf abgesehen haben, einen Jungen aus gutem Hause zu verführen und mit einer Schwangerschaft zur Heirat oder zu überzogenen Alimentenzahlungen zu zwingen. Viele Unterschichtsmädchen sind übrigens mit AIDS angesteckt und können dich mit dieser unheilbaren Krankheit ins Verderben bringen. - Johannes ertappt sich in der Folge immer wieder beim Gedanken, den Umgang mit einem echt schamlosen Mädchen zu suchen, das alle die Stellungen beherrscht, die er auf der DVD mehrmals genau anschaute. Die schamlosen Wesen geben sich ihm jedoch nicht zu erkennen; nachzuforschen wagt er nicht und nach Abschluss seines Medizinstudiums ehelicht er eine etwas farblose Tochter aus gutem Hause, mit der es im Bett bei weitem nicht so spannend ist, wie er es sich aufgrund des Aufklärungsfilms vorgestellt hat, mit der seine Eltern aber halbwegs zufrieden sind.

Die Tür zum Nebenzimmer geht auf, die Zahnärztin tritt ein, eine sportliche Erscheinung, neben der sich der Regierungsrat wie ein siecher Zwerg ausnimmt. Ihr üppiges, rotes Haar ist am Hinterkopf zu einem gewaltigen

Knoten zusammengebunden. Ihr slawisches Gesicht mit breiten Backenknochen, grossen, blauen Augen mit perlmutterfarbenen geschminkten Lidern, einer markanten, aber nicht zu grossen, leichten Stupsnase, üppigen, erdbeerrot gefärbten Lippen, deren menschenverachtend zynischer Schwung dem Erziehungsdirektor entgeht, und mit braun schattierten Wangen wirkt im Licht eines an der Decke angebrachten Scheinwerfers äusserst streng. Um den Hals hat sie ein eng anliegendes Band aus schwarzem Lackleder gebunden, das wie das Halsband eines Hetzhundes mit langen Stacheln besetzt ist. Ihre kurzärmelige Klinikschürze, welche die sehnigen, braunen Arme bis fast zu den Achselhöhlen und die muskulösen Oberschenkel bis zur Scham freigibt, ist aus weissem Latex und hochgeschlossen. Weisse Lackstiefel mit hohen Absätzen reichen bis über die Knie. In der Hand hält sie eine kirgisische Reitpeitsche mit silbernen Beschlägen.

- Noch nicht ausgezogen? Was fällt ihnen eigentlich ein! Muss ich etwa...- Sie spielte mit ihrer geschmeidigen Peitsche.

- Bitte nicht schlagen!, bettelte der Regierungsrat. Ich werde mich sofort bereit machen. –

- Aber schnell, mein Junge! -

Er tritt zum Tischchen, hängt sein Veston über die Lehne eines der beiden Stühle.

- Schneller! - zischt die Zahnärztin und schlägt ihn mit der Peitsche auf den Rücken.

Er nestelt mit zitternden Fingern seine Schuhe auf, stellt sie unter den Stuhl, wobei sie seine Stellung dazu benützt, ihm eins über den Hintern zu ziehen.

- Bitte nicht! - schreit er auf. Ich werde ja ganz schnell machen. -

Nun öffnet er seine Hose, aus der sogleich die angespannte Unterhose hervortritt. Er zieht sie aus, legt sie sorgfältig über den Stuhl, um die Bügelfalten nicht zu zerstören, reisst sich die Krawatte vom Hals und öffnet das Hemd, das er ebenfalls über die Stuhllehne hängte.

- Dunja - ruft die Zahnärztin - vorbereiten! -

Die üppige Blondine trippelt ins Zimmer, kniet vor dem Regierungsrat nieder und streift ihm die Socken von den Füßen. Dann zieht sie ihm langsam die Unterhose über den aufgeschwollenen Penis und über die Beine, lässt sie zu Boden gleiten.

- Kommen Sie. -

Der Regierungsrat sieht mit seinen gedrungenen, kurzen Beinen, dem hervorstehenden, weissen Bauch und den herunterhängenden Schultern hinfällig und überaus lächerlich aus, doch sind im Raum mit Vorbedacht keine Spiegel angebracht.

- Nehmen Sie Platz. -

Er legt sich auf den kühlen, lachsroten Behandlungsstuhl. Dunja betätigt hinter seinem Kopf die Fusspedale und bringt ihn in die von ihrer Chefin gewünschte Position. Diese tritt an den Stuhl heran. Vom Behandlungstisch nimmt sie ein paar weisse Gummihandschuhe, streift sie sich langsam über die Hände, spreizt und krümmt die Finger, bis sie sitzen. Nun greift sie wieder nach ihrer Peitsche und, indem sie den weichen, aus feinen Lederriemchen geflochtenen Teil durch die linke Hand zieht, blickt sie ihr Opfer streng an.

- Heute wird es ein bisschen weh tun, mein Lieber. Verhalte dich wie ein Mann. Wenn du schreist, gibt's Schläge. Dunja, anbinden. -

Dunja windet dem armen Patienten eine dicke, weiche Kordel um die Füsse und befestigt sie an zwei Ösen, die eigens dazu am Stuhl angebracht worden sind. Dann begibt sie sich hinter den Stuhl, zieht seine Arme unter die Lehne und bindet sie zusammen. Der Regierungsrat zittert vor Erregung und Angst. - Kohlendioxyd - befahl die Chefin, zieht langsam den Reissverschluss an ihrer Klinikschürze nach unten und schwingt, sobald sie offen ist, das linke Bein über den Stuhl. Als sie auf ihrem Patienten sitzt, ergreift sie Spiegel und Haken und tut, als ob sie seine Mundhöhle inspizieren würde. Dunja bringt ein dampfendes Glasröhrchen mit gefrorenem Kohlendioxyd und hält es der Chefin hin. Als sie das Trockeneis auf eine grosse Goldfüllung in einem Prämolaren des armen, wehrlosen Opfers drückt, windet es sich wie ein Wurm, soweit ihm das seine Position und Verschränktheit mit ihrem Körper zulassen, schreit aber nicht. Die Prozedur beginnt.

Nach Aufgabe seines Studiums der Geschichte und deutschen Literatur im vierten Semester hat er sich ganz der journalistischen Tätigkeit hingegeben, die er, zuerst für die Studentenzeitung, dann für einen Gratisanzeiger, schon seit Beginn seiner kurzen universitären Laufbahn dann und wann ausgeübt hatte. Der Journalismus zieht ihn mächtig an, vor allem der, den man gemeinhin Enthüllungsjournalismus nennt. Das Wühlen in Schmutz und Schlamm bereitet ihm Vergnügen, ja, es macht ihn süchtig, von Tag zu Tag mehr.

Er ist das einzige Kind geschiedener Eltern. Seine Mutter, Kosmetikverkäuferin und auch noch mit vierzig eine adrette Erscheinung, hat seiner Erziehung nicht im gewünschten Mass obliegen können, da immer wieder Männer zwischen sie und ihr Kind traten, die von ihr Energie bezogen und dann wieder verschwanden. Der Vater ist Fernfahrer, selten im Land und an seinem Sprössling, der ihn nur Geld kostet, nicht sonderlich interessiert. Nach einer Lehre als kaufmännischer Angestellter und einer zweijährigen Tätigkeit auf einer Bank, wo er Gelegenheit gehabt hat zu verstehen, was Geld ist und wer wie viel davon hat, wie viel Freiheit es verschaffen kann und was man alles dafür tut, es zu erlangen und zu vermehren, macht sich in dem zu kurz gekommenen jungen Mann ein immer ausgeprägter werdender Hass auf die so genannte Gesellschaft breit, der an ihm nagt und seinen Blick auf die Wirklichkeit verzerrt. Er liest die übersetzten Werke Leonid Andreevs und russischer Revolutionäre, sympathisiert mit linken Gruppen und bereitet sich verbissen auf die Maturität vor. Auf seine Schulmappe hat er mit silbernem Faserschreiber gross geschrieben: Friede den Hütten, Krieg den Palästen. Als er nach vier Jahren berufsbegleitend und unter vielen Entbehrungen das Reifezeugnis erhalten hat, stürzt er sich in die Welt der Wissenschaft. Der Universitätsbetrieb mit seinen betulich-bürgerlichen Professoren, den vielen Studenten aus guten wirtschaftlichen Verhältnissen, die über Sportwagen oder Motorräder verfügen und ihre Freundinnen in die ‚Kaufleuten‘ oder in die Tony-Molkerei einladen können, verschärfen seine Bitterkeit und seinen Hass auf alles, was Erfolg, Rang und Namen hat. Beim Blick, einer Postille der Regenbogenpresse, eröffnet sich ihm das richtige Tätigkeitsfeld, um sein Mütchen an dem Pack, wie er die Arrivierten oder immer arriviert Gewesenen nennt, zu kühlen. Sein Zynismus ist abgrundtief, seine Schamlosigkeit grenzenlos, seine Feder scharf und spitz; er gefällt.

Die Sporen hat er natürlich in der Lokalredaktion abzuverdienen und die vordergründig verschlafene, biedere Stadt, in der alles Böse, Wertfreie oder Gefährliche hinter den mit protestantischer Patina oder der Aufschrift Club versehenen Hausfassaden stattfindet, gab nicht sonderlich viel her für einen jungen, ambitiösen Bluthund.

Heute früh, nach einem Streit mit seiner Freundin, die ans Rote Meer reisen wollte, um zu tauchen, während er die Ferien in St. Moritz verbringen wollte, um dort über den wachsenden Kokainkonsum der neuen Russen zu recherchieren, hat er seine Kamera gepackt und wütend die Wohnung verlassen. Planlos irrt er in der Stadt umher. Irgendwie fühlt er, dass heute, gerade heute etwas Grosses drin liegen wird, doch weiss er nicht was. Als er plötzlich den Erziehungsdirektor an einem Ort erblickt, wo sich ein Erziehungsdirektor während der Arbeitszeit nicht aufzuhalten braucht, weil sich in diesem Quartier weder Schulhäuser, noch Hochschulinstitute, noch Ämter befinden, riecht er Lunte. Er beobachtet, wie der Mann ins Ärztehaus tritt und dann gleich wieder herauskommt und weiss, dass er einem Scoop auf der Spur ist. Sobald er sein Opfer die Klinke des Gartentors vor der Villa einer Edelprostituierten, über die er schon seit einiger Zeit Nachforschungen angestellt hat, niederdrücken sieht, kann er vor Aufregung kaum noch seine Kamera bedienen.

Der Erziehungsdirektor kommt so gegen zwei Uhr in sein Büro zurück. Im Gespräch mit dem Leiter der Pädagogischen Abteilung wirkt er eigenartig zerstreut, so dass der, die Gunst der Stunde witternd, aufs Ganze geht und versucht, wegen der Übernahme vermehrter Verantwortung und damit verbundener Arbeitsbelastung eine Lohnklasse herauszuschinden. Der Direktor sieht ihn mit müdem, aber scharfem, ja durchbohrendem Blick an.

- Sind sie wahnsinnig, Herr Doktor Wormser? Versuchen sie mal, mir zu beweisen, dass sie gegenüber früher auch nur eine Stunde pro Woche mehr arbeiten müssen. Ich will Zahlen sehen, hieb- und stichfeste Zahlen, die jeder Kritik standhalten. Dann können wir wieder über solche Dinge reden. -
- Nach diesen Worten spricht er mit ihm über ein paar laufende Geschäfte und verabschiedet ihn, nicht ohne ihm ans Herz zu legen:
- Ich brauche ein detailliertes Time-Budget über die letzten drei Monate als Entscheidungsgrundlage. -
- So ein verdammter Sadist - denkt der Leiter beim Hinausgehen.

Der Empfang mit dem Luxemburger Kollegen gestaltet sich wie üblich: belegte Brötchen vom Volksdienst, saurer Federweisser und körperloser Clevner Blauburgunder von der Staatskellerei, Orangensaft, Mineralwasser. Der Erziehungsdirektor spricht über die Bedeutung der Schule als Hort der bürgerlichen Moral und bedauert den Trend in der Gesellschaft, alle Werte in den Dreck zu ziehen und einen zügellosen Hedonismus zum Lebensprinzip zu machen. Seine Frau ist, wie er mit Genugtuung bemerkt, etwas schlichter gekleidet und behängt, als die für Zürcher Geschmack über Gebühr herausgeputzte Luxemburgerin.

Als er am nächsten Morgen in seinem Wagen in der wartenden Kolonne vor einer Haltestelle der Strassenbahn steht, fällt sein Blick auf ein gelbes Aushängeplakat der Boulevardzeitung: ‚Jedermann im Edelpuff‘ steht da in die

ganze Seite bedeckenden, dicken, schwarzen Lettern. Ihm schwindelt, der Puls steigt auf 140. Der Fahrer dreht sich um und fragt: - Ist Ihnen nicht wohl, Herr Direktor? – Natürlich las er die Zeitung schon, als er auf den Chef wartete, aber er hat gelernt, sich nicht in die Angelegenheiten der Herrschaft einzumischen und verbirgt sich hinter der eingeübten, steinernen Miene. -
Fahren sie weiter – schreit der Chef.

Nach drei Tagen tritt Jedermann aus persönlichen Gründen zurück.